



cric e.V. (Hrsg.)

sustainable FINANCE

Die Zukunft nachhaltigen Investierens –
ein interdisziplinärer Ausblick

Nachhaltigkeit durch Postwachstum? Über die Grenzen des Wachstums und die Grenzen des Antikapitalismus

Fred Luks

Abstract

Der Beitrag skizziert Nutzen und Nachteile des Postwachstumsdiskurses. Zunächst wird die wichtige Funktion dieses Diskurses verdeutlicht, die vor allem in einer fundierten und umfassenden Wachstumskritik liegt. Sodann werden auf vier Ebenen unterschiedliche Elemente von Postwachstum als Programm erörtert: Zunächst geht es um Transformations- und Verteilungsfragen, anschließend um theoriegeschichtliche Aspekte, dann um den ökomoralischen Zugang zur Nachhaltigkeitspolitik und abschließend um makroökonomische und globalisierungsbezogene Aspekte. Am Schluss werden mögliche Bezüge zwischen Postwachstum und Sustainable Finance aufgezeigt. Das Ergebnis dieser Erwägungen ist ambivalent. Als Kritik herrschenden Wachstumsdenkens ist dieser Ansatz ein unverzichtbares Element eines realistischen Nachhaltigkeitsdiskurses. Gleichzeitig muss das völlige Fehlen eines auch nur halbwegs überzeugenden Alternativmodells zur Wachstumswirtschaft konstatiert werden, was den Nutzen dieses Ansatzes stark begrenzt.

1. Worum geht es?

Im Folgenden geht es um einen Denkansatz, der im Diskurs über Nachhaltigkeit stark an Bedeutung gewonnen hat: »Postwachstum«. Dieses Konzept wird oft auch als »Degrowth« oder »Décroissance« bezeichnet. Ich bleibe beim Begriff des Postwachstums, weil er sich in der deutschsprachigen Diskussion durchgesetzt hat und konzeptionell mit den anderen Begriffen praktisch identisch ist. Wie sich zeigen wird, ist der Zugriff auf »Postwachstum« etwas kompliziert. Denn ob der Begriff wirklich ein (geschlossenes oder wenigstens in sich schlüssiges) Konzept bezeichnet, ist nicht ganz klar. Seinen Status als wissenschaft-

liche Theorie oder ökonomisches Paradigma würden manche glatt bestreiten. Und schließlich ist Postwachstum für viele Menschen vor allem eine soziale Bewegung, nicht selten grundiert durch antikapitalistische Überzeugungen.

Postwachstum ist also ein schillernder Begriff. Der vorliegende Text hat zum Ziel, seine Faszination für viele (vor allem junge) Menschen plausibel zu machen, aber auch die Grenzen dieses Ansatzes zu verdeutlichen. Dass auf dieser Welt so manches gut gemeint, aber nicht gut gemacht ist, weiß man. Der genaue Blick auf Postwachstum macht deutlich, wie sehr diese Einsicht auch für die Nachhaltigkeit zutrifft. Hier trifft sehr oft sehr guter Wille auf sehr viel Engagement – aber man sieht eben auch viel Sehnsucht nach Hoffnung, ein Missverhältnis von Meinung und Ahnung und leider auch – neben bisweilen brillanten Beiträgen – mangelnde Sachkenntnis. Nicht ohne Grund überschrieb die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* einen Beitrag über die wissenschaftliche Qualität von Postwachstumstexten mit »Verheerendes Zeugnis für die Kapitalismuskritiker«. Aus all dem lässt sich nicht auf die Irrelevanz von Postwachstum schließen, ermahnt aber zu einer kritischen Perspektive auf die Sache.

Zur »Sache«: Im Folgenden wird Postwachstum als Diskurs betrachtet, also als Ringen um Bedeutungsgehalte und Wahrheitsansprüche in unterschiedlichen Kontexten. Das hat den Vorteil, dass der Begriff gleichsam in seiner Gesamtheit erörtert werden kann. Die folgenden Betrachtungen zum Diskurs »Postwachstum« schließen neben dem politischen Aspekt die Dimension des Wissenschaftlichen ebenso ein wie den politischen Gehalt des Begriffs und das oft geäußerte Selbstverständnis des Postwachstumsaktivismus als gesellschaftliche Bewegung. Dabei werden die großen Verdienste des Postwachstums ebenso thematisiert wie das große Scheitern als gesellschaftsverändernde Kraft. Abschließend geht es um seine (Ir)Relevanz für Sustainable Finance.

Zur Form des Folgenden: Der vorliegende Beitrag versteht sich als Essay zu einem wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Thema. Lesbarkeit geht dem Autor dabei vor wissenschaftlicher Handwerksarbeit. Deshalb fehlen detaillierte Quellenangaben ebenso wie ein Literaturverzeichnis. Dort, wo ich mich auf andere Autorinnen und Autoren beziehe, ist das in einer Weise deutlich gemacht, dass die Quelle mit einer einfachen Internetrecherche ausfindig gemacht werden kann. Was den folgenden Text womöglich auch von einer durch wissenschaftliche Dignität gebremsten Pointierung unterscheidet, ist die leitende Überzeugung, dass Zuspitzung in diesen Zeiten nicht unhöflich, sondern unserer Lage angemessen ist.

2. Postwachstum als Kritik. Nachhaltigkeit und »grünes Wachstum«

Ohne Zweifel ist der Diskurs über Postwachstum heute ein wichtiges Element der Debatte über Nachhaltigkeit. Eine Nachhaltigkeitsstrategie, die nur auf Effizienz und »grünes Wachstum« setzt, ist, wie sogleich zu zeigen sein wird, realitätsfremd. Postwachstum ist ein wichtiges Antidot gegen allzu naive Hoffnungen auf ein technologie- und effizienzbasiertes Wachstum, mit dem man aus der Krise der Nichtnachhaltigkeit quasi »herauswachsen« kann – und das vermeintlich ganz ohne Veränderungen in Lebensstil und Konsumverhalten.

Ohne die Idee des »grünen Wachstums« kann Postwachstum nicht verstanden werden, weil die Wachstumskritik sein Ausgangs-, Dreh- und Angelpunkt ist. Daher ist es unerlässlich, an dieser Stelle die Strategie (wenn es eine ist) des »grünen Wachstums« zu skizzieren. Sie ist einfach erklärt: Der Wandel der Wirtschaft soll dazu führen, dass sich die Produktion von Gütern und Dienstleistungen vom Umweltverbrauch entkoppelt. Technischer Fortschritt (»intrasektoraler Strukturwandel«) kann ökologisch positiv wirken, wenn durch technische Verbesserungen mehr aus der Natur »herausgeholt« wird. Und: Verschiebungen in der Bedeutung unterschiedlicher Wirtschaftssektoren (»intersektoraler Strukturwandel«) können ebenfalls ökologisch positiv sein.

Dieser Wandel steht von Anfang an und bis heute im Zentrum fast jeglicher Nachhaltigkeitspolitik. Es gilt zumindest im parlamentarischen politischen Mainstream als ausgemacht, dass auch in einer endlichen Welt das Wachstumsziel nicht aufgegeben werden darf: Nur so ist zum Beispiel erklärbar, dass ausdrückliche ökologische Schrumpfungsprogramme wie das Pariser Klimaabkommen ganz ohne eine auch nur leise Infragestellung des Wachstumsziels auskommen. »Entkopplung« ist seit Langem und bis heute ein Konzept, das sich (meist explizit, bisweilen implizit) in fast allen wirtschafts- oder umweltpolitischen Statements findet. Nur wenn das Bruttoinlandsprodukt (BIP) sich von der Expansion des Umweltverbrauchs entkoppeln kann, ist Wirtschaftswachstum in einer endlichen Welt überhaupt dauerhaft möglich.

Im 21. Jahrhundert wird die Hoffnung, dass das gelingen kann, ganz wesentlich durch die Digitalisierung befeuert. Die Verbreitung digitaler Technologien kann extreme Wirkungen ganz unterschiedlichen Charakters haben. Sie kann umweltschonend wirken, zum Beispiel weil sich neue Nutzungsmodelle etablieren, indem Produkte kleiner werden oder weil ihre Herstellung material- und energieeffizienter wird. Oder sie kann Umweltprobleme verstärken, zum Bei-

spiel durch die klimatischen Auswirkungen des enormen Energieverbrauchs von Serverfarmen, anderen digitalen Infrastrukturen und Endgeräten, von denen es Abermilliarden gibt und deren Zahl minütlich massiv zunimmt. Allein entscheidend für den Zustand der Umwelt ist am Ende, ob netto der eine oder der andere Effekt überwiegt.

Man kann die durchdigitalisierte Gesellschaft für die Verwirklichung einer ökoeffizienten und damit umweltfreundlichen Dienstleistungsgesellschaft halten. Diese Haltung dominiert bislang den politischen Diskurs. Politisch Handelnde, die immer gerne auf effiziente Win-win-Situationen setzen und betonen, dass Ökologie und Ökonomie harmonisch zusammenpassen, sehen vor allem die positiven Wirkungen digitaler Technologien. Diese Erzählung hat einen großen Vorteil: Sie verspricht Nutzen für alle und Nachteile für niemanden – Digitalisierung ist purer Fortschritt, auch ökologischer Fortschritt. Sie hat allerdings auch einen großen Nachteil: Sie ist nach allem, was man heute wissen kann, schlicht falsch. Das hat offensichtliche Bezüge zu Sustainable Finance: Nicht nur der ökologische Wahnsinn sogenannter Kryptowährungen ist umweltrelevant – dasselbe gilt für künstliche »Intelligenz« (KI), die sich auch und gerade im Finanzsektor mit großer Geschwindigkeit und Intensität verbreitet.

Die Wachstumseffekte neuer Technologien und ganz besonders die Tatsache, dass sie alte Technologien zwar manchmal ersetzen, oft aber »obendrauf kommen«, lassen die ökologische Digitalisierungs-Erfolgsstory unplausibel aussehen. Digitalisierung ist niemals nur »virtuell«, sondern hat eine (ge)wichtige physische Dimension; sie ist mit giftigem Elektroschrott und dem Verbrauch von seltenen Erden und sehr viel Energie verbunden. Die gesamtgesellschaftliche »große Beschleunigung« nimmt durch Digitalisierung zusätzlich an Fahrt auf. Digitaler Wandel ist vermutlich keine umweltfreundliche Utopie, sondern erhöht die Geschwindigkeit des globalen Umweltverbrauchs.

Auch hier gilt es, genau und kritisch auf die Sache zu schauen: Meist ist in der Debatte nämlich von relativer Entkopplung die Rede, und die bedeutet einfach, dass der Umweltverbrauch langsamer wächst als das BIP. Worauf es aber zumindest in den reichen Ländern dieser Welt ankommt, ist »absolute Entkopplung«.

Der Natur ist es »egal«, wie sich menschliche Eingriffe relativ zur Werteproduktion verhalten. Entscheidend ist: Der Verbrauch an Material, Energie und Fläche muss drastisch reduziert werden. Technologische Optimistinnen gehen davon aus, dass technische Mittel in der Lage sind, das zu erreichen. Technologische Skeptiker warnen davor, dass diese Sichtweise bei Nichteintreten opti-

mistischer Technologieerwartungen zu desaströsen Folgen führen kann, und halten das Lösungspotenzial technischer Mittel für begrenzt.

Dabei ist ein tiefgreifendes Grundproblem im Verhältnis von Effizienz, Wachstum und Nachhaltigkeit zu beachten. William Stanley Jevons – immerhin einer der »Erfinder« der Neoklassik – postulierte in seinem Buch über die *Coal Question* bereits Mitte des 19. Jahrhunderts im Hinblick auf die produktivere Nutzung von Energieressourcen einen Zusammenhang, dessen Bedeutung für die Schwierigkeiten bei der sozialökologischen Transformation kaum überschätzt werden kann. Jevons vertrat die Auffassung, dass eine ökonomischere Verwendung von Kohle zu einem Anstieg des Verbrauchs führen würde. Das Jevons-Paradoxon beziehungsweise – das ist heute der üblichere Begriff – der »Reboundeffekt« führt dazu, dass relative Effizienzsteigerungen nicht zu einer Reduktion des Gesamtverbrauchs führen, weil auf die mit Effizienzverbesserungen verbundenen Kostenreduktionen mit Verbrauchserhöhung reagiert wird. Dies wirft auf Makroebene sehr grundlegende Fragen nach der Bedeutung auf, die technische Innovationen für eine absolute Reduzierung des gesamten Material- und Energiedurchsatzes haben können. Die Möglichkeiten für einzelwirtschaftliche Materialeinsparungen beispielsweise scheinen immens – für eine ökologische Bewertung muss man aber auch die Umweltfolgen auf gesamtwirtschaftlicher Ebene berücksichtigen.

Einzelwirtschaftliche Dematerialisierungs- und Dekarbonisierungsprozesse können also noch so erfolgreich sein – solange gesamtwirtschaftliche Expansion ihre Effekte gleichsam »auffrisst«, ist, ökologisch betrachtet, zwar Zeit gewonnen, das Ziel einer absoluten Verbrauchsreduktion aber nicht erreicht: »Grünes Wachstum« läuft dann ins Leere. Und hier ist der im ökologischen Diskurs so hoch gehandelte Reboundeffekt vielleicht weniger wichtig als die grundsätzlichen expansiven Tendenzen eines marktwirtschaftlichen Systems. Die paradoxe Wirkung ökologisch motivierter Einsparungen ist wichtig – weit aus wichtiger sind makroökonomische Expansionsprozesse, die wesentlich auf Innovationen und Produktivitätszuwächse und also die intrinsische Dynamik marktwirtschaftlicher Systeme zurückzuführen sind. In dieser Hinsicht sind die Warnungen aus dem Diskurs über Postwachstum sehr ernst zu nehmen.

Dessen Einwände gegen die oftmals naive Idee des »grünen Wachstums« sind von großer Bedeutung für einen ehrlichen Nachhaltigkeitsdiskurs. Wo der Mainstream auf Innovation, Effizienz und Entkopplung setzt, sind Positionen unverzichtbar, die andere Strategien ins Spiel bringen. Auf lange Sicht kann man mit Blick auf die Grenzen der Entkopplung wohl sagen: Sie wird kommen, die

Postwachstumsökonomie. Begriffe wie Stationarität, Sättigung und Schrumpfung spielen im heutigen Nachhaltigkeitsdiskurs praktisch keine Rolle. Man kann aber darauf wetten, dass das irgendwann anders wird – die wichtige (und heute nicht beantwortbare) Frage lautet: wann? Hier und heute bleibt angesichts des dringend erforderlichen Strukturwandels praktisch aller Wirtschaftssektoren die Förderung von Entkopplung wohl für eine Zeit lang eine zentrale Aufgabe, die mit aller Macht angegangen werden muss – aber eben auch mit aller Vorsicht, was die Hoffnung auf ihre Wirkung angeht. »Effizienzrevolutionen« sind bis auf Weiteres unerlässlich – exakter: der deutlich produktivere Umgang mit der Natur.

3. Postwachstum als Programm I. Wandel und Verteilung

Darauf hinzuweisen, dass diese Operation sehr wahrscheinlich irgendwann selbst an Grenzen stößt, ist das wichtigste Verdienst des Diskurses über die Postwachstumsökonomie. Dabei besteht der Postwachstumsdiskurs aus einem heterogenen Feld von Konzepten und Positionen, deren einendes Band in der Wachstumskritik liegt, das aber mit Blick auf die Konsequenzen dieser Kritik ein vielfältiges Bild bietet. Oder auch nicht: Denn auch innerhalb des Postwachstumsdiskurses scheint es mittlerweile einen Mainstream zu geben. Und der steht nicht nur für Wachstumskritik, sondern auch für stark kapitalismuskritische Ansätze, die System- und Kulturkritik verbinden und oft darauf setzen, staatliche Institutionen mögen vehement in den Wirtschaftsprozess eingreifen.

Der »Wettbewerb als Entdeckungsverfahren« (Hayek) wird hier ebenso wenig geschätzt wie die potenziell auch ökologisch nutzbare Dynamik der kapitalistischen »schöpferischen Zerstörung« (Schumpeter). Hier liegt ein interessanter Bezug zu Sustainable Finance: Denn die setzt auch auf Regularien, Gesetze und ordnungspolitische Eingriffe, zum Beispiel im Sinne der Taxonomieverordnung. Ganz wesentlich für Sustainable Finance ist aber die Mobilisierung privaten Kapitals für die Innovationen, ohne die eine Nachhaltigkeitstransformation schlechterdings unmöglich ist. Zugespitzt formuliert: Beim Postwachstum ist es tendenziell der Staat, der finanzielle Ressourcen in Bewegung setzt – bei Sustainable Finance sind es die Kapitalisten oder zumindest Menschen, die über Geld verfügen, das sie anlegen können.

Zu diesem, nun: Fremdeln mit Marktprozessen kommen noch weitere Punkte, die die Anschlussfähigkeit und Brauchbarkeit von Postwachstum wesentlich

bestimmen. Wie in einer dynamischen und zunehmend fragmentierten Weltwirtschaft ein Land oder eine Region einen Wandel zum Postwachstum schaffen kann, bleibt völlig offen. Mit Blick auf das Hier und Heute und die (nicht nur: wirtschafts-)politischen Gegebenheiten kann man nur sagen: Postwachstum trägt praktisch nichts zu einer positiven Version nachhaltigen Wirtschaftens bei – es sei denn, man hält sofortige kollektive Selbstbeschränkung, die massenhafte Hinwendung zu immateriellen Werten und eine Einführung staatlicher Planung bis hin zur Kriegswirtschaft (leider kein Witz) für plausible, machbare und redliche Alternativen zum Bestehenden.

Hinzu kommt eine Frage, deren Explosionskraft man wohl niemandem erklären muss: Wo in einer wachsenden Wirtschaft Verteilungsfragen prinzipiell durch Expansion des Sozialprodukts »gelöst« werden können, steht dieser Ausweg in einer Postwachstumsökonomie nicht zur Verfügung: Einkommens- und Vermögenszuwächse an einer Stelle müssen mit mathematischer Gewissheit zu Einkommens- und Vermögensverlusten an anderer Stelle führen – Wirtschaften wird zum Nullsummenspiel. Selbst wenn man das vor dem Hintergrund existenzieller Umweltprobleme für einen vertretbaren Kollateralschaden hält – man sollte wohl nicht hinter den wachstumskritischen Diskurs der 1970er oder gar die ökonomische Klassik des 19. Jahrhunderts zurückfallen. Hier wie dort war klar, dass eine stationäre Wirtschaft mit Sicherheit zu Verteilungsproblemen führen muss.

Schon das Gründungsdokument der modernen Volkswirtschaftslehre setzt den Ton zu dieser Problematik – Adam Smith schreibt 1776 im *Wohlstand der Nationen*, dass »das Los der ärmeren Arbeiter und damit der Masse der Bevölkerung offenbar dann am leichtesten und besten ist, wenn die Gesellschaft auf dem Wege zu weiterem Wohlstand ist und nicht schon den Zenit des Reichums erreicht hat. Ihr Los ist hart in einer stationären und erbärmlich in einer schrumpfenden Wirtschaft. Der Aufschwung ist in der Tat für alle Schichten erfreulich und willkommen, die Stagnation hingegen lähmend und der Niedergang trostlos.« Mit der sehr prominenten Ausnahme John Stuart Mill bestand Einigkeit, dass dieser »stationäre Zustand«, wie früh von Smith beschrieben, ein Desaster sei. Die Zukunftsbilder von Wirtschaftsdenkern wie Smith, Malthus und Ricardo waren düster, sie erzählten letztlich Geschichten des Niedergangs. Von Klimawandel war noch keine Rede, von einer traurigen Zukunft allerdings schon. Der Sieg der Knappheit über die Produktivität und das Ausbleiben von Wachstum war der fundamentale Grund für diesen Charakter der Politischen Ökonomie als »triste Wissenschaft« (Thomas Carlyle).

4. Postwachstum als Programm II. (Heimliche) Theoriegeschichte

Diese Tradition spielt im aktuellen Postwachstumsdiskurs kaum eine Rolle. Wenn überhaupt theoriegeschichtliche Bezüge gemacht werden, geht es meistens um Zitate aus John Maynard Keynes' *Economic Possibilities for our Grandchildren* und dem legendären Abschnitt *Of The Stationary State* aus John Stuart Mills *Principles of Political Economy*. Beides sind brillante und höchst lesenswerte Texte, deren Weitblick nur beeindrucken kann. Keynes schrieb 1930 inmitten einer desaströsen Wirtschaftskrise von der Lösung des ökonomischen Problems, also über das Ende der Knappheit. Mill formulierte seine Überlegungen 1848 inmitten des intellektuellen Umfelds der Klassik, als er seine Skizze zu den gesellschaftlichen Vorzügen einer Wirtschaft ohne Wachstum vorlegte.

Auf Mills Text (und natürlich auch auf Keynes' Aufsatz) hat sich immer wieder ein Autor bezogen, der sicherlich der wichtigste Vorläufer und Vordenker des Postwachstumsdiskurses ist: Herman E. Daly, einer der Gründerväter der Ökologischen Ökonomik. Daly hat seit den 1970er-Jahren in unterschiedlichen Publikationen und auch institutionellen Kontexten vehement für eine Wirtschaft *Beyond Growth* bzw. sein Konzept der *Steady-State Economy* geworben – also einer wirtschaftlichen Ordnung, die ökologische Grenzen akzeptiert und in der das Wachstumsziel kaum noch Bedeutung hat. Von seiner Publikation über die Wirtschaft als Lebenswissenschaft 1968 bis zu seinem Tod 2022 hat sich Daly an Themen abgearbeitet, die bis heute von brennender Aktualität sind: Grenzen der Entkopplung, Verteilungsfragen in einer nicht wachsenden Wirtschaft, institutionelle Innovationen für eine Nichtwachstumswirtschaft – sämtlich Gegenstände, die von zentraler Bedeutung für Postwachstum sind.

Umso mehr muss es verwundern, dass Dalys Arbeiten im aktuellen Postwachstumsdiskurs kaum eine Rolle spielen. Der Verfasser hegt den Verdacht, dass dies an Dalys durchaus ambivalentem Charakter liegen könnte: Er war ein ökonomischer Revolutionär, aber politisch äußerte er – nicht zuletzt als gläubiger Christ – konservative Positionen, die nicht wenigen Nachhaltigkeitsbewegten (den Autor eingeschlossen) gehörig gegen den Strich gingen. Diese Haltung kann man teilen. Aber dass Daly sogar in Einführungstexten als ein ferner Hintergrund (oder gleich gar nicht) erwähnt wird, ist völlig inakzeptabel – und verweist auf die politische Schlagseite des Postwachstumsdiskurses. Der ist heute eindeutig politisch links orientiert – in dem Sinne, dass Kapitalismuskritik und eine gewisse Staatsgläubigkeit dominieren. Zwar gibt es durchaus eher refor-

mistisch orientierte Ansätze, aber charakteristisch für den Diskurs ist mittlerweile die Forderung nicht nur nach Wachstumsindifferenz, sondern nach einer grundlegenden und grundsätzlichen Transformation aller gesellschaftlichen Bereiche.

Nun muss man nicht gleich postulieren, Postwachstum sei nichts anderes als ein trojanisches Pferd für sozialistische Positionen – aber dass große Teile des Diskurses in diese Richtung gehen, wird man schwer bestreiten können. Ganz unabhängig von der politischen Bewertung dieser Lage: Eindeutig geht Postwachstum in seinem Veränderungsanspruch über die meisten Transformationsideen zur Nachhaltigkeit weit hinaus. Dies ist ein zentraler Aspekt des Verhältnisses zwischen Postwachstum und Sustainable Finance. Wo sich diese eindeutig im wirtschaftspolitischen Mainstream verortet, ist jenes kaum noch an diesen Mainstream anschlussfähig: Postwachstum ist sehr stark vom Geist der Opposition geprägt, während Sustainable Finance zwar auch Dinge (ganz) anders und (viel) besser machen will, aber eben noch im Rahmen der bestehenden Ordnung. Diese Ordnung soll verbessert, nicht überwunden werden.

Es stimmt also, dass Postwachstum nicht nur wachstumskritisch ist, sondern kapitalismus-, institutionen- und kulturkritisch. Gleichwohl sollte man den Diskurs nicht als linksradikale Verirrung abtun. Das ist sie in einigen Fällen zwar auch – aber der Status als zentraler Beitrag zu einer zeitgemäßen Kritik des »grünen Wachstums« wird dadurch nicht geschmälert. Bei aller berechtigten Kritik am Postwachstum sollte man nicht vergessen, wie wichtig dieser Diskurs als Korrektiv zu allzu naiven Vorstellungen von »grünem Wachstum« nach wie vor ist. Das ist auch für Sustainable Finance der Fall: Dieses Konzept ist dem »grünen Wachstum« gewiss näher als dem Postwachstum und könnte – nein: sollte – genau deshalb von einer angemessenen Aufmerksamkeit für Wachstumskritik profitieren.

Herman Daly hat die herrschende Orientierung am Leitbild der Expansion einmal als »Wachstumsmanie« bezeichnet. Der Postwachstumsdiskurs macht aufgrund der heftigen Wachstums- und Kapitalismuskritik bisweilen den Eindruck, er leide geradezu an einer Wachstumsphobie. Zugespitzt könnte man beide Diskurse als populistisch bezeichnen: Wo das »grüne Wachstum« gleichsam unendlichen Wohlstand durch Entkopplung postuliert, insistiert Postwachstum nicht selten in durchaus dogmatischer Manier, dass sich wirklich alles ändern müsse – und zwar schnell und grundlegend. Weder das eine noch das andere stellt eine wirklich adäquate Haltung zum Bestreben dar, eine weltweite Transformation zur Nachhaltigkeit zu organisieren. Weder das naive Set-

zen auf unendliches Wachstum noch die rigorose Ablehnung jeglicher Wachstumsprozesse werden dieser Herausforderung gerecht.

Vor diesem Hintergrund seien zwei Zugänge zum Wachstumsthema erwähnt, die sich jenseits von »grünem Wachstum« und Postwachstum positionieren und gleichsam wachstumsagnostisch argumentieren. Eine interessante (und im Diskurs über das Thema unterbewertete) Perspektive im Umgang mit dem Wachstumsthema hat der niederländische Ökonom Jeroen van den Bergh angeregt. Er plädiert für eine Haltung, die er »A-Growth« nennt – eine Indifferenz gegenüber den Auswirkungen einer erfolgreichen Nachhaltigkeitstransformation auf das Bruttoinlandsprodukt. Diese Position nimmt in den Blick, worauf es nach Aussage der allermeisten Akteure auch tatsächlich ankommt: ob wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, soziale Fairness und ökologische Nachhaltigkeit gut balanciert zusammengebracht werden können – in diesem Sinne ist A-Growth mit Sustainable Finance gut vereinbar. Wenn das gelingt, sollte es buchstäblich egal sein, ob dabei ein Wachstum, eine Stagnation oder eine Schrumpfung des Bruttoinlandsprodukts herauskommt. Man kann also, ohne naiv zu sein, großzügig über die Auswirkungen einer erfolgreichen Nachhaltigkeitspolitik auf das BIP-Wachstum hinwegsehen. Entscheidend für die Nachhaltigkeit sind physische Expansionsprozesse, also zum Beispiel das Wachstum von Materialnutzung, Energieverbrauch und Bodenversiegelung.

A-Growth ist also weitaus undogmatischer als die Mainstreamposition »grünes Wachstum« und die Gegenposition »Postwachstum«. A-Growth ist dabei weniger ein Konzept als eine Haltung, die dem Streit über die Grenzen des Wachstums mit einer gewissen Entspanntheit gegenübersteht. Das gilt auch für meine Idee einer »Ökonomie der Großzügigkeit«, die sich als Streben nach dem rechten Maß im Umgang mit der Natur versteht, die weder blind auf Effizienz noch naiv auf Suffizienz setzt. Die Ökonomie der Großzügigkeit positioniert sich zwischen Geiz und Verschwendung und ist in diesem Sinne der Versuch, aus der Dualität von »grünem Wachstum« und Postwachstum auszubrechen.

A-Growth und die Ökonomie der Großzügigkeit sind nach wie vor Nischenpositionen, die in der nachhaltigkeitspolitischen Debatte kaum eine Rolle spielen. Postwachstum hat es dagegen geschafft, sich als diskursrelevante Kraft zu positionieren. Autorinnen und Autoren wie Giorgos Kallis, Serge Latouche und Tim Jackson sowie im deutschen Sprachraum Ulrike Herrmann, Barbara Muraca, Matthias Schmelzer, Angelika Zahrnt und ganz besonders der »Postwachstumspapst« (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*) Niko Paech haben erreicht, dass Postwachstum heute nicht nur in ökoradikalen Nischen eine Rolle spielt, sondern

tatsächlich in der politischen Debatte und in Medien von der *Bild* bis zur *FAZ* erörtert wird. Das kann freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass der wirtschaftliche, politische und wissenschaftliche Mainstream eindeutig vom »grünen Wachstum« dominiert wird: Der Glaube an Effizienz, Innovation und Entkopplung dominiert die Debatte, Forderungen nach Suffizienz, Rücknahme und Rückbau und einem Ende des Wachstums sind eine Minderheitenposition. Das liegt einerseits an der traditionellen Dominanz des Mainstreams (die den Mainstream zum Mainstream macht), andererseits aber auch an den grundlegenden Schwächen des Postwachstumsdiskurses. Wenden wir uns also den durchaus dunklen Seiten des Postwachstumsprogramms zu.

5. Postwachstum als Programm III. Das krachende Scheitern des Ökomoralismus

Beim Postwachstum geht es oft, um einen Buchtitel von Niko Paech zu zitieren, um die *Befreiung vom Überfluss*. Paech und viele andere aus der Postwachstumsbewegung empfehlen nicht, Fülle und Überfluss zu genießen – sondern endlich zur Kenntnis zu nehmen, dass genau dieser Genuss die tiefe, die eigentliche Ursache der Nichtnachhaltigkeit unserer Lebensweise ist. Vermutlich würden Paech und andere Menschen, die für die Postwachstumsidee streiten, schon den Begriff »Genuss« ablehnen. Was manche Menschen in vollen Zügen genießen, ist aus Postwachstumssicht wohl nicht selten die Befriedigung irrationaler Sehnsüchte. Unvernünftige Dinge tun, abwegigem Verlangen folgen, Lust auf blödsinnige Freizeitaktivitäten ausleben – all das ist der Perspektive »Postwachstum« fremd. Das Problem an der hier postulierten Mäßigung liegt darin, dass der Appell in maßloser Weise vorgetragen wird.

Die Fraktion derjenigen, die der Nachhaltigkeit auf dem Wege der Suffizienz näher kommen wollen, gibt sich meist »vernünftig« und antiverschwenderisch. Genau wie Effizienz und Konsistenz hat diese Strategie ihre Berechtigung: Ohne sie wird es keine nachhaltige Entwicklung geben. Denn eine nachhaltige Entwicklung erfordert ohne Zweifel, dass nicht nur effizienter gewirtschaftet und Wirtschaft besser in die Natur eingepasst wird – sondern auch ein Nachdenken darüber, dass Schrumpfung und Genügsamkeit einen Platz in unserem Umgang mit der Welt haben müssen. Wo Effizienz und Konsistenz wesentlich auf technische Veränderungen setzen, basiert die Suffizienz nicht zuletzt auf moralischen Erwägungen. Und damit sind wir mitten im Problem der maßlosen Mäßigung – und bei der Interpretation von Nachhaltigkeit als rigoroser Sparsamkeit.

Forderungen nach Suffizienz – die ja auf eine Einschränkung des Konsums und langfristig auch einen Rückbau von Infrastrukturen wie Flughäfen und Straßen hinauslaufen – lassen sich nicht leicht in erzählerisch attraktive »Win-win-Szenarien« verpacken, die von politisch Handelnden so geschätzt werden. Suffizienz ist, so gesehen und ernst genommen, wesentlich »transformativer« als technische Innovation. Der Diskurs über Suffizienz, Sinnfragen und Schrumpfung ist zentral für die Idee des Postwachstums – und auch unverzichtbarer Teil eines ehrlichen Nachhaltigkeitsdiskurses. Hier liegt zweifellos die große Bedeutung des Postwachstums für Debatten über Zukunftsfähigkeit – und wohl auch ein Grund für die hohe Attraktivität, ja Faszination bei vielen (jungen) Menschen. Die strenge Oppositionshaltung und der revolutionäre Gestus mancher Postwachstumsaktivisten mag »sexyer« sein als zum Beispiel die Mühen der wirtschaftspolitischen Praxis oder auch das (all)tägliche Ringen mit Regulierungsbehörden, Berichtspflichten und Kundenwünschen. Eine zentrale Schwierigkeit dieses Zugangs ist freilich, dass er paradoxerweise sogar noch mehr als andere Strategien politisch und rhetorisch höchst lust- und lebensfeindlich daherkommt.

Nachhaltigkeit wird hier vor allem als Verzichtleistung, Sparsamkeitsanstrengung und Reduktionsbemühung interpretiert. Dass eine moderne Gesellschaft sich am guten Leben orientieren soll, wird zwar oft und gerne behauptet – tatsächlich geht es hier freilich oft um das nackte Überleben: um die Akzeptanz von Grenzen im Großen um den Preis, dass Grenzerfahrungen und Überschreitungen im Kleinen den moralischen Bannstrahl unökologischen Verhaltens auf sich ziehen. Hier besteht das Risiko einer Freudlosigkeit, die strategisch fatal ist und der Plausibilität des Nachhaltigkeitsleitbildes schadet. Menschen, die nachhaltig investieren und damit positive Wirkungen erzielen wollen, dürften dadurch nicht unbedingt motiviert werden.

Wenn ein maßvolles Leben keine Freude macht, bleibt es gewiss ein Minderheitenprogramm. Wo das rechte Maß mit rigorosem Verzicht verwechselt wird, entsteht eine fatale Fehlorientierung. Dass sich hier Widerstand regt, kann nicht überraschen. Norbert Bolz lässt in seinem Buch *Die Avantgarde der Angst* ganz generell kein gutes Haar an Transformationsbestrebungen in Richtung Nachhaltigkeit. Sein polemischer und sehr lesenswerter Text kritisiert Fridays for Future, die Erdsystemforschung und alle, die sich für Klimaschutz und Nachhaltigkeit einsetzen. Auch wenn man mit seiner nicht selten krass überzogenen Suada nicht einverstanden ist, kann man von seinen Ausführungen etwas lernen. Aufschlussreich ist vor allem die Bolz'sche Kritik der Moralisierung der

Debatte. Wie stark diese im Nachhaltigkeitsdiskurs wirkt, zeigt ein genauerer Blick auf die Suffizienzidee und andere Positionen des Postwachstums.

Der wohl bekannteste Vertreter des Suffizienzparadigmas ist der bereits erwähnte Niko Paech. In seinem sehr lesenswerten Bestseller *Befreiung vom Überfluss* zeigt er sich als scharfer Kritiker des Effizienzparadigmas, der mit sehr guten Argumenten den Mainstream kritisiert. Klar und deutlich wie wenige andere zeigt Paech auf, warum Wirtschaftswachstum unter den gegebenen Bedingungen ein problematisches Ziel ist und warum innovationsbasierte Strategien des »grünen Wachstums« durch Entkopplung von Werteproduktion und Umweltentlastung regelmäßig scheitern und aus strukturellen Gründen von begrenzter Wirksamkeit sind. Wie schon angedeutet: Die in diese Richtung zielenden Argumente von Paech und anderen Akteuren des Postwachstumsdiskurses sind unbedingt ernst zu nehmen, wenn es um die ökonomische Dimension der Nachhaltigkeitstransformation geht.

Höchst problematisch sind jedoch einige der Schlussfolgerungen, die Paech und andere aus der Wachstumskritik ziehen. *Befreiung vom Überfluss* ist ein programmatischer Titel: Überfluss wird hier strikt abgelehnt – Nachhaltigkeit lässt sich aus dieser Perspektive nur erreichen, wenn er abgeschafft wird. Alles, was »überflüssig« ist, soll verschwinden: Hier liegt eine paradoxe Nähe zum Effizienzparadigma, das ja auch auf dem Ausmerzen von Ineffizienzen und Redundanzen basiert. Ein Buch mit dem ebenfalls programmatischen Titel *All you need is less*, das Paech gemeinsam mit Manfred Folkers vorgelegt hat, spitzt diese Sicht der Dinge noch zu. Hier wird in greller Deutlichkeit klar, worin eine nachhaltig-suffiziente »Kultur des Genug« wirklich besteht – nämlich in der autoritären Ablehnung jeder Grenzüberschreitung. Aus der ökologischen Begrenztheit der Erde wird rigoros die Pflicht zur individuellen Selbstbeschränkung abgeleitet – und zwar in einer Form, die Ausnahmen nicht denken kann und sich auch rhetorisch nicht beschränkt: »Exzesse an ökologisch rücksichtslosen Handlungsroutinen« werden dort ebenso gegeißelt wie »Ausschweifungen« und »Enthemmung«. Was Nachhaltigkeit hier bedeutet, liegt ob dieser entfesselten Sprache offen zutage: Beschränkung, Begrenzung, Bescheidung. Manche dieser bierernst gemeinten Thesen lesen sich wie eine Parodie auf die moralinsaure Spaßbefreiheit von »Ökos«.

Natürlich sind Beschränkungen und (Selbst-)Begrenzung nicht per se abzulehnen. Gerade eine offene Gesellschaft lebt von der (Selbst-)Beschränkung ihrer Mitglieder und dem Setzen von Grenzen – auch eine freiheitskompatible Nachhaltigkeitspolitik definiert Grenzwerte und setzt Begrenzungen. Worauf es

hier ankommt: dass Appelle zur Bescheidung dann freiheitsbedrohend werden, wenn sie sich selbst nicht begrenzen können. So gesehen, wirft Paechs Diagnose, ökologisch destruktives Handeln sei auf »Neugierde, Verführbarkeit und Steigerungsdrang« zurückzuführen, unmittelbar die Frage auf, inwieweit das Programm der Suffizienz mit einer freiheitlichen Gesellschaft zusammenpassen soll, die nicht nur überleben, sondern gut leben will und in der Neugierde, Vorstellungskraft und »Verführbarkeit« ihren Platz haben und in der diese Faktoren auch wichtig für eine »nachhaltige« Innovations- und Erneuerungsfähigkeit sind. Die Vorstellung eines »Zurück«-Fahrens und -Nehmens gründiert Paechs Konzepte von Suffizienz und Postwachstum.

6. Postwachstum als Programm IV. Stagnation, Globalisierung und die Rolle Europas

Die hier vollzogene Verengung ist umso bedauerlicher, als der technische (effizienzbasierte) Weg allein für eine Transformation zur Nachhaltigkeit nicht reichen wird: Es braucht – darin ist Autoren wie Niko Paech vehement zuzustimmen – einen kulturellen Weg in die Nachhaltigkeit. Aber wenn Maßlosigkeit Teil unserer Natur und unserer Kultur ist, wird die Forderung nach dem rechten Maß zu einem Problem, wenn sie nur auf Einschränkung hinausläuft. Wer den kulturellen Weg zur Nachhaltigkeit als vollkommene Durchrationalisierung der Welt imaginiert, interessiert sich offenbar wenig für die real existierende Befindlichkeit von real existierenden Menschen in real existierenden Gegenwartsgesellschaften. Denn die kommen nicht ohne Verschwendung, Irrationalität und Großzügigkeit aus. Dieses Thema mag man für ein akademisches halten – was freilich eine Fehleinschätzung wäre. Der Einbruch der Realität wird vielleicht noch deutlicher, wenn man sich den Wachstums- und Schrumpfungsproblemen der gleichzeitig vernetzten und fragmentierten (Welt-)Wirtschaft zuwendet.

Denn es ist zur Kenntnis zu nehmen, dass es durchaus realwirtschaftliche Erfahrungen mit »Postwachstum« gibt. Deutschlands Ökonomie ist 2023 und 2024 nicht gewachsen, und die japanische Wirtschaft war mit Blick auf die Veränderung ihres BIP gleich mehrere Jahre lang eine »Postwachstumsökonomie«. Man kann nicht sagen, dass diese Erfahrungen die jeweiligen Länder in Sachen Nachhaltigkeit oder in anderer Hinsicht wesentlich vorangebracht hätten. Das Gegenteil ist der Fall: Das Ausbleiben von Wachstum hat zu teils massiven Problemen geführt. Nun ist eine stagnierende Normalwirtschaft womöglich etwas

anderes als eine explizit am Postwachstum ausgerichtete Ökonomie. Aber der Spruch »Eure Krise ist nicht unser Postwachstum« ist schlicht zu simpel, ja geradezu ausweichend (von der platten Wir-ihr-Abgrenzung einmal abgesehen).

Mindestens so dramatisch ist die Unterkomplexität von Postwachstum, wenn man den Blick auf den Globalen Süden richtet. Was in diesem Diskurs scheinbar gar nicht zur Kenntnis genommen wird: Die meisten Menschen auf diesem Planeten erleben keinen Übergang von der industriellen zur postindustriellen und Postwachstumsökonomie – sondern leben in Ländern, die erst auf dem Weg in die Industriegesellschaft sind. Diesen Ländern allen Ernstes »Postwachstum« zu empfehlen, grenzt angesichts globaler Armutsprobleme an Zynismus. Und selbst wenn man Postwachstum zunächst nur in reichen Ländern umsetzen wollte, stellte sich die Frage, wie dies im Rahmen einer von drastischen Kräfteverschiebungen geprägten internationalen Arbeitsteilung konkret und ohne heftige ökonomische und soziale Verwerfungen möglich sein soll.

Weitet man den Blick von den reichen Ländern auf die ganze Welt, ist zudem klar: Die Frage nach Wachstum ist bereits entschieden – die Weltwirtschaft wird wachsen. Es gibt in den Ländern des Globalen Südens nicht nur ein starkes Bevölkerungswachstum und Wünsche und Bestrebungen zur Verbesserung der Lebenssituation, sondern ganz konkrete Entwicklungsplanungen, Infrastrukturmaßnahmen, Bauprojekte, die alle ganz wesentlich auf Wachstum ausgerichtet sind. Diese oftmals sehr ressourcenintensiven Entwicklungen mag man bedauern – sie nicht zur Kenntnis zu nehmen angesichts globaler Herausforderungen, tut der Postwachstumssache gewiss nicht gut. Hier liegt im Übrigen einer der zentralen Kritikpunkte des Mainstreams an der Postwachstumsidee.

Der Publizist und Aktivist Ralf Fücks bringt die Lage in bewährter Deutlichkeit zum Ausdruck, wenn er formuliert: »Für ein fortschrittmüdes, zukunftsängstliches Schrumpfeuropa interessiert sich kein Mensch. Wenn wir relevant bleiben wollen, müssen wir den Aufbruch in die ökologische Moderne wagen.« Über Fücks' technologieoptimistische Interpretation der ökologischen Moderne wird man streiten müssen – sein Hinweis auf die globale Irrelevanz eines defensiven und fortschrittsabgewandten Europa ist aber ernst zu nehmen. Zu glauben, dass ein Europa, das rigoros auf Postwachstum, Suffizienz und Regionalismus setzt, Vorbild für Zukunftsfähigkeit sein kann, ist naiv und abgehoben – und am Ende provinziell. Man muss den Technikoptimismus des grünen Vordenkers nicht teilen, um diese Punkte für sehr relevant zu halten. Damit sind wir bei Schlüsselproblemen des Postwachstumsdiskurses: Er liefert

viele interessante Ideen, zumal mit Blick auf eine allzu naive Rezeption der Idee des »grünen Wachstums«. Diese Kritik ist essenziell, wenn man über Möglichkeiten und Grenzen der Nachhaltigkeitstransformation nachdenken will. Darüber hinaus freilich ist Postwachstum selbst in sehr vielen Fällen naiv – nämlich in dem Sinne, dass wirtschafts- und gesellschaftsverändernde Überlegungen präsentiert werden, die bestenfalls blauäugig und schlimmstenfalls gefährlich sind. Diese Ambivalenz ist auch zu beachten, wenn man vom Postwachstumsdiskurs etwas für Sustainable Finance lernen will.

7. Postwachstum und Sustainable Finance: Was lernen wir?

Zusammenfassend muss man also feststellen, dass die Kritik, die aus dem Postwachstumsfeld am herrschenden Leitbild des »grünen Wachstums« geübt wird, angemessen und wichtig, ja letztlich unverzichtbar ist. Darüber hinaus ist Postwachstum freilich für wenig zu gebrauchen, wenn es um einen wirkungsvollen Wandel in Richtung Nachhaltigkeit geht. So bestechend die Wachstumskritik ist, so ernüchternd unbrauchbar sind die Rezepte, die als Alternativen präsentiert werden. Es zeigt sich, dass die Prominenz des Postwachstumsdiskurses wenig mit konzeptueller Klarheit, Kompetenz und Kritikfähigkeit und viel mit Wunsdenken und nicht selten einer tiefen Skepsis gegenüber marktwirtschaftlichen Problemlösungen zu tun hat.

Postwachstum liefert also nicht nur Positionen, sondern ganz wesentlich auch Emotionen – darin liegt ein Grund für seinen Erfolg und seine Faszination. Menschen, die den Kapitalismus schon immer ablehnten, finden ihre Abneigung hier bestätigt und mit ökologischen Argumenten unterfüttert. Wachstumskritik wird hier meist zur Systemkritik. Dieser Fokus führt leider dazu, dass die politische Anschlussfähigkeit des Postwachstums nahezu völlig verloren gegangen ist. Mit kapitalismuskritischen Diskursen wie Gemeinwohlökonomie, Ökofeminismus oder sozialistischen Vorstellungen einer nachhaltigen Entwicklung ist Postwachstum sehr gut vereinbar. Hier passt eine Heterodoxie zu anderen Heterodoxien. Aber mit Konzepten wie der Ordnungspolitik, die hier und heute Verbesserungen erreichen wollen, ohne dass damit ein großer Umsturz einhergeht, kann der Postwachstumsdiskurs wenig anfangen – und umgekehrt.

Was heißt das nun für die Relevanz des Postwachstums für Sustainable Finance? Vor dem Hintergrund des bisher Gesagten könnte man annehmen: gar nichts. Denn wo Postwachstum auf Suffizienz, Rückbau und Entschleunigung

setzt, hat Sustainable Finance geradezu das Gegenteil zum Ziel: Gesteigerte Effizienz, Umbau und Beschleunigung des technischen Fortschritts sind gewiss Leitbilder, denen sich viele nachhaltig orientierte Investorinnen und Investoren verpflichtet fühlen. Auch die radikale Interpretation der »großen Transformation« als Abkehr vom Wachstumsziel ist mit den oft eher betriebswirtschaftlich und mikroökonomisch ausgerichteten Initiativen kaum kompatibel.

Denn wo mit Investitionen Gutes bewirkt werden soll, wo durch Engagement Einfluss genommen wird, wo Rahmenbedingungen des Finanzsektors politisch in Richtung Nachhaltigkeit verändert werden: Überall da geht es – bislang zumindest – nicht um eine Schrumpfung und Entschleunigung der Wirtschaft, sondern um deren möglichst rasche Umgestaltung im Sinne des Nachhaltigkeitsleitbilds. Das ist zu betonen: In gewisser Weise besteht eine grundsätzliche Inkompatibilität zwischen Postwachstum und Sustainable Finance. Gewiss: Sustainable Finance könnte auch für sogenannte Postwachstumsunternehmen eingesetzt werden, die explizit auf Expansion verzichten und sich Leitbildern wie Wachstumsverzicht und Nachhaltigkeit verpflichten. Auch ist Postwachstum nicht prinzipiell mit technischem Fortschritt unvereinbar. Aber Investitionen und Innovationen hätten in einer stagnierenden oder absichtsvoll schrumpfenden Ökonomie sicher einen ganz anderen Status als heute.

Mit Blick auf die Transformation zur Nachhaltigkeit fällt die Einschätzung des Postwachstums also ambivalent aus. Es weist in plausibler Weise auf die oftmalige Überschätzung technischer Entkopplungsmöglichkeiten hin und unterstreicht in schlüssiger Weise die Bedeutung von Suffizienz, Lebensstilfragen und Konsumverhalten. Gleichzeitig, und das ist angesichts der oftmals naiven Rezeption dieses Ansatzes zu betonen, muss das völlige Fehlen eines auch nur halbwegs überzeugenden Alternativmodells zur Wachstumswirtschaft (und zumindest der Skizze eines demokratiekompatiblen Weges dorthin) konstatiert werden. Gerade wenn man dem Glauben an »grünes Wachstum« kritisch gegenübersteht, muss man in diesem wichtigen Punkt leider feststellen, dass Postwachstum hier nur wenig zu bieten hat. Die mit großer Geste vorgetragenen »Alternativen« sind regelmäßig ökonomisch unvernünftig, soziologisch naiv, psychologisch unplausibel oder politisch gefährlich – und nicht selten alles gleichzeitig. Wer eine wirksame Alternative zum »grünen Wachstum« sucht, wird beim Postwachstum also nicht fündig.

Was bedeutet diese ambivalente Bewertung für Sustainable Finance? Die gleichsam mahnende Funktion ist auch hier relevant: Postwachstum erinnert daran, dass auch auf nachhaltige Wirkung ausgerichtete Investitionsentschei-

dungen sich vor allzu naiven Hoffnungen auf rein technische Lösungen hüten sollten. Gleichzeitig ist fraglich, was diese Mahnung für Prozesse bedeuten kann, die ja auf mikroökonomische Verbesserungen – auch: kleine Verbesserungen – und insoweit auf »Wachstum« abzielen, da auch nachhaltige Investitionen Ertrag abwerfen müssen.

Das völlige Fehlen eines auch nur halbwegs realitätstauglichen Alternativprogramms und die nicht selten erschütternd naiven, ja gefährlichen Vorstellungen vieler Postwachstumsvertreter verdammen dieses Konzept zur nahezu vollständigen Irrelevanz für das Thema Sustainable Finance und dessen tägliche Praxis. Man muss das, bei aller Sympathie für wachstumskritische Ideen, so hart sagen: Sustainable Finance kommt bis auf Weiteres wohl recht gut ohne Ideen aus, die aus dem Postwachstumsspektrum kommen. Was bleibt, sind die Warnung vor dem naiven Glauben an »grünes Wachstum« und die Mahnung, auch Themen wie Lebensstiländerungen und Konsumreduktion ernst zu nehmen. Wer Sustainable Finance voranbringen und dabei die gesamtwirtschaftliche Dimension bearbeiten will, sollte sich viel mit Ordnungspolitik, Makroökonomik und internationalen Verflechtungen und Abhängigkeiten befassen – und wenig mit einer Ideenwelt, die bei genauerer Betrachtung das Fantasieprodukt einer akademischen und politischen Minderheit ist, die ihren Wunsch, alles möge ganz anders werden, mit den realen Möglichkeiten des sozioökonomischen Wandels verwechselt.

cric – Corporate Responsibility Interface Center – Verein zur Förderung von Ethik und Nachhaltigkeit bei der Geldanlage

Der vorliegende Sammelband wird von cric zu seinem 25-jährigen Jubiläum herausgegeben. Der cric e. V. ist einer der ältesten Vereine zur Förderung von Ethik und Nachhaltigkeit bei der Geldanlage in Deutschland. Wir geben ökologischen, sozialen und kulturellen Aspekten in der Wirtschaft mehr Gewicht. Für eine gerechte und zukunftsfähige Wirtschaft. Seit 25 Jahren.

Ziel ist es, Ethik und Nachhaltigkeit im Bereich Sustainable Finance zu fördern und weiterzuentwickeln. Dabei legen unsere Mitglieder – überwiegend Investor:innen – Wert auf die Reflexion werte- und wirkungsorientierter Ansätze sowie den kritischen Diskurs, um den Markt zu inspirieren. cric fördert Bildung und Forschung rund um ethisch-nachhaltige Investments. Dafür engagiert sich der Verein zusammen mit seinen werteorientierten Mitgliedern an den Schnittstellen zu Finanzwirtschaft, Kirche, Investor:innen, Wirtschaft, Gesellschaft und Wissenschaft.

Seit dem Jahr 2011 bündelt cric seine wissenschaftlichen Aktivitäten im eigenen Thinktank, dem cricTANK. Bei diesem lagen die Initiative, Konzeption und Umsetzung des vorliegenden Sammelbandes. Herausgebende Autor:innen sind Kevin Schaefers, Claudia Döpfner, Klaus Gabriel und Catherine Marchewitz.

cric ist ein gemeinnütziger Verein mit Mitgliedern aus Deutschland, Österreich und der Schweiz und finanziert sich überwiegend aus Mitgliedsbeiträgen und Spenden. Mehr zu uns finden Sie unter: www.cric-ethik.finance